

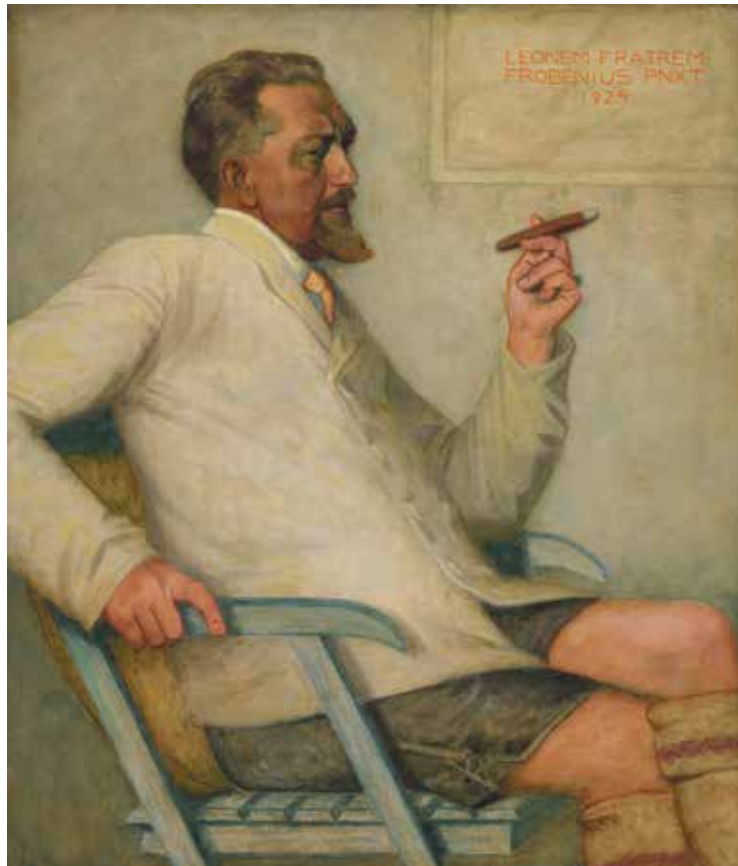
Frobenius – Die Kunst des Forschens

Eine Ausstellung im Museum Giersch der Goethe-Universität

Das Frobenius-Institut für kultur- und ethnographische Forschung an der Goethe-Universität Frankfurt besitzt die weltweit bedeutendste Sammlung an Nachzeichnungen prähistorischer Felsbildkunst und einen faszinierenden ethnographischen Bildbestand an Zeichnungen, Werken in Öl sowie Fotografien. Dieser Bilderschatz stammt von Zeichnerinnen und Zeichnern, die den Institutsgründer, den Ethnologen Leo Frobenius (1873–1938), auf seine Expeditionen nach Afrika, Indonesien, Südamerika, Australien sowie Nord- und Südeuropa begleiteten. Nach mehreren auch international erfolgreichen Ausstellungen in Berlin, Dakar und Mexiko zeigt die Ausstellung „Frobenius. Die Kunst des Forschens“ im Museum Giersch der Goethe-Universität seit 24. März bis 14. Juli 2019 mehr als 200 Werke dieser herausragenden universitären Bildersammlung endlich nun auch in Frankfurt am Main.

Enorme visuelle Kraft

Leo Frobenius war der wohl bedeutendste wie auch umstrittenste deutsche Ethnologe zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Ausstellung stellt zunächst ihn und seine Forschungen im zeithistorischen Kontext vor. Bereits in jungen Jahren fasste Frobenius den ehrgeizigen Plan, die Geschichte und Kulturen Afrikas umfassend zu erforschen und der Welt in Publikationen und Ausstellungen zu präsentieren. Im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen widersprach er der angeblichen Geschichtslosigkeit des afrikanischen



Herman Frobenius: Leo Frobenius, 1924; Öl auf Leinwand, 92 x 80 cm.
© Frobenius-Institut

Kontinents. Frobenius besaß ein klares Verständnis für die Wirkmächtigkeit von Bildern und hatte eine hohe Auffassung von der Kunst. Sie verkörperte – im Gegensatz zu einer von ihm heftig attackierten positivistischen Wissenschaftsauffassung des 19. Jahrhunderts – ein Reich des „Geistigen“, das er selbst mit seinen eigenen kulturmorphologischen Forschungen zu erschließen bestrebt war. Frobenius' Kulturphilosophie, die aus seiner „Kulturkreislehre“ entwickelte „Kul-

turmorphologie“ sowie sein Konzept einer „Kulturseele“ sind in ihrem antirationalen, auf intuitivem Verstehen des Fremden gegründeten Ansatz längst überholt. Der von ihm zusammengetragene Bilderfundus aber ist Ausdruck eines faszinierenden Dialogs von Kunst und Wissenschaft.

Die in den Magazinen des Campus Westend verwahrten Bildbestände zeichnen sich durch eine enorme visuelle Kraft aus. Die beeindruckenden Nachschöpfungen

prähistorischer Felsbilder, die an oft schwer zugänglichen Orten, in europäischen Eiszeithöhlen, afrikanischen Wüsten oder im australischen Outback bildlich dokumentiert wurden, geben einen überwältigenden Einblick in die weltweite Kunst der Vorzeit. Mit aufwendigster Technik und subtiler Farbigkeit schildern sie – in teils riesigen Formaten – die Motive der Felsbilder und -gravuren ebenso wie die haptischen Strukturen ihrer steinernen Bildhintergründe. Die ethno-

grafischen Bilder von Menschen, Orten und materiellen Kulturgütern zeugen von den individuellen Handschriften der Zeichnerinnen und Zeichner und damit von künstlerischen Spielräumen, die sich auch im Dienst der Wissenschaft eröffneten.

Faszination der Moderne für urzeitliche Kunst

Die Ausstellung lenkt den Blick auf die Biografien der bislang weniger bekannten Expeditionszeichner und -zeichnerinnen. Dabei rückt sie die Rolle der weiblichen Institutsmitglieder – Zeichnerinnen und Wissenschaftlerinnen – die seit Mitte der 1920er Jahre die Mehrheit innerhalb der Teams bildeten und für die Institutsgeschichte von großer Bedeutung waren, besonders in den Fokus.

Leo Frobenius und sein Team leisteten durch ihre Arbeit einen kaum zu überschätzenden Beitrag zur Faszination der europäischen Moderne für die urzeitliche Kunst. Die „Ur“-Kunst der Prähistorie, das Mehrdeutige und Geheimnisvolle der Felszeichnungen und Höhlenbilder inspirierte zahlreiche Künstler. Die Ausstellung schließt mit einer Kontextualisierung des universitären Bildmaterials durch eine Gegenüberstellung mit Werken der Künstler Paul Klee, Willi Baumeister und Wols.

Dr. Birgit Sander,
stellvertretende Museumsleiterin
und Kuratorin der Ausstellung

Zum Programm siehe die Terminseite des UniReport auf S. 27.

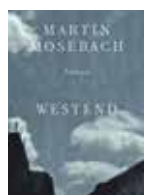
Traum von der eigenschaftslosen Sprache

Martin Mosebachs Roman »Westend« aus dem Jahre 1992 steht im Fokus des diesjährigen Lesefestes »Frankfurt liest ein Buch«. Der UniReport konnte Mosebach im Vorfeld einige Fragen stellen.

Herr Mosebach, Ihr Roman »Westend« wird im Mai im Mittelpunkt des Lesefestes »Frankfurt liest ein Buch« stehen. Mit fast 900 Seiten ist das Buch schon ein vergleichsweise »dicker Schmöcker« – haben Sie einen Tipp für die Leserinnen und Leser, wie man sich durch die schiere Masse an Figuren, Beziehungen und Geschichten »durchkämpft«?

Ich finde die Vorstellung, sich durch ein Buch hindurchzukämpfen, nicht sehr erfreulich. Dicke Bücher haben es allerdings an sich, dass es oft schwerfällt, sie in einem Zug zu lesen, schon aus Zeitgründen. Aber meine Geschichte ist nicht

so kompliziert, dass der Leser, der sich darauf einlässt, große Schwierigkeiten haben müsste, sich darin zurechtzufinden. Der Stoff sammelt sich im Grunde um wenige Personen und ist hintereinander weg erzählt. Was mich an ihm interessierte, war vor allem das Verstreichen der Zeit und die für die Zeitgenossen



Martin Mosebach
Westend
Rowohlt Verlag 2019,
Reinbek (Neuausgabe)

selbst unmerkliche Veränderung ihrer Mentalität. Davon eine Ahnung zu vermitteln braucht natürlich einen gewissen Raum, das ist kein Stoff für eine Kurzgeschichte. Zugleich habe ich die Vorgänge aber so vereinfacht – gegenüber der

tatsächlich unübersichtlichen Realität –, dass ich hoffe, man kann ihnen ohne Anstrengung folgen, wenn man überhaupt bereit ist, dem Roman ein Stück Lebenszeit zu schenken.

»Westend« ist ein vielschichtiger Gesellschaftsroman, der anhand der Familien Has und Labonté gewissermaßen die Abgründe und Chancen, die Verlierer und Gewinner der Nachkriegszeit charakterisiert. Bestätigt der Roman Tolstois These, wonach alle glücklichen Familien einander gleichen, jede unglückliche Familie aber auf ihre eigene Weise unglücklich ist? Oder dementiert er sie eher?

Das berühmte Tolstoi-Aperçu teilt mit vielen Worten dieser Art, dass man ihm zunächst zustimmt, um dann festzustellen, dass auch das Gegenteil davon richtig ist. Es gibt so viele Arten glücklich zu sein. Die

Literatur beschäftigt sich allerdings lieber mit dem Unglück, es ist leichter zu fassen – das Glück ist dem Glücklichen oft unsichtbar.

»Westend« hat bei seinem Erscheinen im Jahre 1992 keine sehr große Resonanz erzielt. Denken Sie, dass der Roman 25 Jahre später den Leser gerade deswegen in den Bann ziehen kann, weil in Großstädten wie Frankfurt soziale Biotope und Nachbarschaften austauschbarer werden? Entsteht zunehmend eine neue Sehnsucht nach »Heimat«, nach Verwurzelung und sozialer Eingebundenheit?

Es stimmt, „Westend“ hatte bei Erscheinen nicht viel Aufmerksamkeit. Die Kritiker damals gehörten einer älteren Generation an; ich habe Verständnis für meine Bücher erst gefunden, als eine beträchtlich jüngere Generation begann, sich mit mir zu beschäftigen. Ich höre, dass es gegenwärtig eine größere

Sehnsucht nach Heimat und Verwurzelung gebe – die würde durch dies Buch allerdings kaum befriedigt, das eher die Auflösung solcher Phänomene zum Gegenstand hat, und zwar als einen unsteuerbaren, unbeeinflussbaren Prozess, als den nostalgischen Blick zurück.

Einige Kritiker haben den Erzählstil des Romans als altmodisch und maniert beschrieben; steht dieses eher am Ton des 19. Jahrhunderts orientierte Erzählen für Sie für einen bestimmten Blick auf Welt und Gesellschaft, benötigt es dafür eines archimedischen Punktes?

Was als altmodisch empfunden wurde, war eine Form des Einverständnisses mit der vorgefundenen Sprache, eine Unlust, die Sprache als Problem zu betrachten. Mir war vor allem wichtig, eine Geschichte zu erzählen, die Problematisches genug enthielt, um noch durch ihr Vehikel, die Sprache, zu-